

Der Große Hagel

Als Eisklumpen vom Himmel fielen

Es war Samstag, der 22. Juli 1950, so etwa gegen 15,30 Uhr nachmittags. Den ganzen Tag über hatten wir schwüles, ungewöhnlich heißes Sommerwetter. Unser Mittagessen hatten wir geradezu „im Schweiß unseres Angesichts“ zu uns genommen, anschließend nahmen Vater und ich die obligatorische Samstagsreinigung der Schreinerwerkstatt vor: Aufräumen, Sortieren der herumliegenden Werkstücke, Sauberkehren, – insgesamt generell meine Aufgabe mit Vaters Unterstützung. Und alles bei brüllender Hitze.

Nach der Werkstatt waren noch unser ziemlich großer unbefestigter Hof und die Straße an der Reihe: Straße kehren vor Sonn- und Feiertagen, das war nicht nur eine Anordnung der Gemeinde, das war bei uns daheim auch eine Selbstverständlichkeit, soweit es die Witterung erlaubte. Da beteiligte sich auch ganz selbstverständlich unser Familienoberhaupt, das ansonsten nach einer Woche Werkstattstress den samstäglichem vorgezogenen Feierabend zu würdigen wusste.

Ich war also mit Vater beim Fahrbahn- und „Kulang“-kehren (Kulang = Rinnstein). Das sind bei unserem Eckgrundstück Kippelberg / Woltersgasse rund 78 laufende Straßenmeter. Den größten Teil, von der Woltersgasse bis zur Giebelseite unseres Hauses am Kippelberg, hatten wir gerade geschafft, schon seit fast einer halben Stunde hatte sich der Himmel verfinstert, die Luft war stickig und unerträglich schwül geworden. Kein Windhauch war zu spüren, die Sonne war hinter schwarzem Gewölk verschwunden, das Tageslicht wurde dunkelgelb und drohend schwärzlich.

Gerade jetzt, da ich diesen Beitrag schreibe – heute ist Donnerstag, der 15. August 2019, Maria Himmelfahrt – habe ich eine Augenoperation hinter mir: Grauer Star rechts. Seit Wochen hatte ich meine Umwelt beinahe so wahrgenommen, wie es an jenem Julitag 1950 gewesen war: Dunkelgelb und teilweise beinahe schwarz, und Augenarzt Dr. Joachim Oldendörp, der bereits in 1995 mein linkes Auge operierte, meinte auf Anhieb: „Das hört sich nach grauem Star an.“ Inzwischen ist das Dunkelgelb und Schwarz verschwunden.

Gerade war ich damit beschäftigt, den Straßenkehrriech mit der „Dreckschöpp“ (Kehrblech, wörtlich = Schmutzschaukel) in den Eimer zu füllen, da hüpfen mit hellem Klicken urplötzlich weiße „Bällchen“ um uns herum auf dem Straßenbelag. Erbsendicke Hagelkörner fielen vom Himmel, zunächst noch vereinzelt, innerhalb weniger Sekunden aber immer mehr, ganze „Schwaden“ zogen über Straßen und Dächer. In die „Erbsen“ mischten sich „Haselnüsse“, die bereits empfindlich auf unsere ungeschützten Köpfe herab knallten. Auf dem, teilweise mit Blechplatten gedeckten Schuppdach knallten die Eisbällchen wie Pistolenschüsse. „Schnell öonner Daach“ (Schnell unter Dach) rief Vater besorgt und wir flüchteten ins Haus. Kaum waren wir unter Dach, da ging es los.

„Vor Blitz und Hagelschlag bewahre uns o Herr“ lautet ein uraltes Stoßgebet, das wir bei Dechant Hermann Lux im Religionsunterricht lernten. Seit jenem Hagel-Samstag waren die Leute von Blankenheimerdorf sich der Berechtigung eines derartigen Gebetes sehr wohl bewusst. Noch keiner von ihnen, selbst die ältesten Dorfbewohner nicht, hatte jemals ein solches Hagelunwetter erlebt. Und bis heute (August 2019) gab es auch kein solches mehr bei uns. Es war damals ein echter „Jahrhunderthagel.“ Niemals hätten wir einen solchen „Eisfall“ aus den Wolken überhaupt für möglich gehalten. Sturm, Regen, Blitz und Feuer, das kannten wir alles aus Erfahrung, auch Hagel, dessen Körner aber kaum einmal dicker als Taubeneier waren. Was unterdessen schwerer Hagelschlag an Unheil anzurichten vermag, das lernten wir damals auf drastische Art am eigenen Leibe kennen. Es war grausam, eine Katastrophe.

Die Pistolenschüsse auf unserem Schuppendach wurden von einer Sekunde zur Nächsten zum Gewehrgeknatter, es krachte und dröhnte ununterbrochen. Wir standen in der offenen Haustür und glaubten nicht, was wir da erlebten. Unter unheimlichem Rauschen fiel Eis vom Himmel, taubeneidick zunächst noch, aber rasch anwachsend: Walnussgröße, Tischtennisbällchen, Hühnerei, Faustdicke. Schließlich fielen handgroße, dicke, scharfkantige und spitzzackige Eisbrocken vom Himmel. Das waren schon keine Eisschollen mehr, das waren richtiggehende Eisklumpen, schwergewichtig und für den ungeschützten Kopf lebensgefährlich. Viele Leute waren bei der Ernte draußen im Feld, sie fanden Schutz unter den Ackerwagen. Von Spaziergängern hörte man, dass sie in letzter Sekunde unter einer der Eisenbahnbrücken Schutz fanden. Von schwerwiegenden Personenschäden hat man damals gottseidank nichts gehört.

Die Fallrohre der Dachrinnen waren im Handumdrehen verstopft, die Rinnen quollen über, in Massen ergoss sich das Eis vom Dach herab in die Höfe und Gärten, die zu Eisfeldern wurden. Immer neue Klumpen donnerten krachend und klatschend auf die Eismassen am Boden herab, in die sich bald die Reste zertrümmerter Dachpfannen mischten. Nach etwa zehn Minuten war das Unwetter vorbei, in unserem Hof lag fußhoch eine Eisklumpenschicht, mitten im Sommer wurde bei uns „Eisräumen“ erforderlich.

Nach einer ersten überschläglichen Inspektion stellte sich heraus, dass es an unserem Haus offensichtlich keine Schäden gab. In der Nachbarschaft bejammerte man währenddessen bereits zerdepperte Dachpfannen und Fensterscheiben. Glück für uns: Die Dachpfannen auf dem Wohnhaus, das waren ungewöhnlich massive „Zement-Schottele“ (Schottelspanne = einfache muldenförmige Dachziegel ohne Falz), für deren Zertrümmerung schon ein mittlerer Hammerschlag erforderlich war. Später, bei der Dacherneuerung, warfen wir die alten Schottele einfach auf die Gartenerde herab, ohne dass sie zu Bruch gingen. Das war also zu unserem Glück noch „Qualität,“ auf unserem Schuppendach gab es unterdessen eine Teilabdeckung mit Pfannen aus gebranntem Ton, und die waren beinahe sämtlich zerdeppert. Das war aber nicht von Bedeutung: Wir hatten jede Menge Ersatz. Und Glasbruch? Bei uns war lediglich am Giebelfensterchen eine tellergroße Scheibe zerbrochen, nicht der Rede wert.

Im Garten freilich sah es auch bei uns „wüst“ und trostlos aus. Da stand beinahe kein Grashalm mehr aufrecht, von Nutzpflanzen ganz zu schweigen. Ein Anblick zum Heulen: Das Kartoffelfeld, ob seiner Üppigkeit unser ganzer Stolz, glich einem Ruinenfeld, nur noch kahle, nackte Strünke standen da, die Pflanzen total ihrer Blätter beraubt, in der besten Wachstumsperiode. Die gesamte Ernte war verdorben. Allen weiteren Nutzpflanzen erging es genau so, ob Salat, Bohnen, Möhren, Kohl oder was auch immer, alles Grün war zerschlagen und zerfetzt, nur noch die Gerippe standen da. Stachel- und Johannisbeeren waren vom Strauch geschlagen, die Sauerkirschen bildeten eine matschige Schicht unter dem Baum, ebenso die Pflaumen. Es war ganz einfach alles verdorben.

Ich weiß heute nicht mehr, ob das Unwetter damals als Gewitter mit Blitz und Donner über uns kam. Es zog mit einer etwa 500 Meter breiten Front von Schmidheim her über unser Dorf hinweg und richtete bis nach Tondorf unermessliche Schäden auf den Feldern an. Die gesamte Ernte – Getreide, Kartoffeln, Rüben – war verwüstet. Es gab keine Ähre mehr am Halm, kein Blättchen am Kartoffelstrauch und kaum noch Laub an den Bäumen. Unser Mitbürger Paul Hoffmann hat mir einmal erzählt, dass die kahlen Getreidehalme später gemäht und als Stroh heimgefahren wurden. Auf der Fahrt rutschten aber die Garben wegen der fehlenden Ähren immer wieder vom Wagen herab und mussten neu aufgeladen werden.

Nachdem das Unwetter vorbei war, galt unsere allererste und auch allergrößte Sorge unserer Lona, unserer schwarzbunten Kuh, die während des Hagels draußen vor dem Dorf auf der

Weide war. „Jank de Koh holle“ wurde ich von Vater sofort nach dem Hagel auf Trab gebracht. Ich stiefelte also im Sinne des Wortes durchs Eis in Richtung „Botzebröck“ (Schossenbrücke). Jenseits des Bahneinschnitts hatten wir direkt an der „Lohmannseiche“ eine eingezäunte Weide gepachtet. Auf dem Weg dorthin bot sich mir ein grässlicher Anblick: Wo zuvor rechts und links vom Weg Korn- oder Kartoffelfelder waren, ragten jetzt nur noch nackte Strünke aus dem langsam tauenden Eis.

Lona stand wie ein Denkmal mitten in ihrem Zaun im fußhohen Eis und rührte sich nicht. Den Kopf hatte sie zwischen die Vorderbeine gesteckt und war zunächst nicht zu bewegen, in die Wirklichkeit zurück zu finden. Das bedurfte längeren Zuspruchs und etlicher Streicheleinheiten, für die auch ein „unvernünftiges“ Tier empfänglich ist. Ganz allmählich fand sie, wohl ob der vertrauten Stimme, in die Gegenwart zurück und schlich geradezu vor mir her durchs schmelzende Eis, als der heimische Stall in Sicht kam, war sie sichtlich erleichtert. Wir selber waren nicht weniger froh, dass wir unsere Lona daheim hatten. Der Körper des Tieres war über und über mit dicken Beulen bedeckt, die sicherlich böse schmerzten, sich aber später glücklicherweise als nicht gefährlich erwiesen und von selber abheilten. Lona hat aber fast zwei Wochen gebraucht, bis sie wieder „fit“ war und in gewohntem Umfang Milch lieferte.

Unermessliche Schäden hatte das Unwetter an den Gebäuden angerichtet, glücklich der Mann, der eine besonders deftige Versicherung abgeschlossen hatte. Dachziegel waren zweifellos zu Tausenden zertrümmert worden, und die beschädigten Fensterscheiben zählten mindestens nach Hunderten. Vater und ich haben gut eine Woche lang nur Dörfer Fensterscheiben repariert, andere Werkstattarbeit kam in diesen Tagen gar nicht in Frage. Und in der zweiten Dorfschreinerei von Hubert Ehlen sah es ganz sicher nicht anders aus. Im Dorf herrschte Chaos.

Das heute nicht mehr wegzudenkende Isolierglas gab es damals zumindest bei uns noch nicht. Die Eifeler „Rutte“ (Fensterscheiben) bestanden aus einfachem Bauglas, je nach Flächengröße zwei oder drei Millimeter dick und mit Fensterkitt in die zentimetergroße Falz im Holzrahmen eingelegt. Ab und zu ging mal eine solche Scheibe zu Bruch, für derartige Fälle hatte Vater ständig einen „mageren“ Glasvorrat zur Hand. Der war an jenem Unglückstag in sehr kurzer Zeit aufgebraucht.

Da nämlich setzte eine halbe Stunde nach dem Unwetter eine wahre „Prozession“ der Dorfbewohner auf unseren Kippelberg ein. In Scharen schleppten die Leute ausgehängte Fensterflügel mit zertrümmerten Scheiben zu uns herauf, gaben sich geradezu die Klinke der Werkstatttür in die Hand und hofften sämtlich auf möglichst schnelle Reparatur. Nach schätzungsweise zwei Stunden war unser spärlicher Glasvorrat „alle,“ weitere „Soforthilfe“ war vorerst nicht mehr möglich. Die Anlieferung an Glasbruch ging aber weiter und bald stapelte sich in unserer Werkstatt ein Berg ausgehängter Fensterflügel.

Damit die spätere Reparatur auch schön gerecht „der Reihe nach“ vorgenommen würde, versah ich die Schadstücke mit dem Namen des Besitzers und einer Nummer entsprechend der Reihenfolge der Anlieferung. Während die besorgten Dorfbewohner erregt diskutierten, ging Vater telefonieren. Die im Dorf vorhandenen Telefone hätte man an zwei Händen abzählen können. Wir selber besaßen auch kein solch nützliches Gerät und die „Öffentliche“ stand in unserer mittelbaren Nachbarschaft in der Poststelle von „Karels Mechel“ (Michael Jentges). Man telefonierte vom Hausflur aus durch das kleine Schalterfensterchen.

Wir bezogen unser Glas über eine Lieferfirma aus Bonn, die damals bereits so etwas wie ein „Nottelefon“ eingerichtet hatte, – sehr zu unserem Glück und von großem Vorteil für Blankenheimerdorf. Vater erreichte die „Bereitschaft“ sogar an diesem Samstagnachmittag, schilderte die Notlage und kam mit der tröstlichen Nachricht in seine Werkstatt zurück: „Mohr frööh kött nöü Jlas, mir ärbeden dr janze Daach“ „Morgen früh kommt neues Glas, wir arbei-

ten den ganzen Tag). Mit dieser tröstlichen Gewissheit zog die zahlreiche Kundschaft schließlich heimwärts, die offenen Fensterlöcher musste man notgedrungen behelfsmäßig schließen.

Drei kompakte Kistensortimente Bauglas, dazu 100 Kilo Leinölkitt, das war auch für eine Lieferfirma mittlerer Größe kein alltäglicher Kundenauftrag. So erschien dann am nächsten Morgen – Sonntagmorgen! – bereits gegen 07,30 Uhr der LKW aus Bonn. Gestärkt durch Mutters besonders deftiges Frühstück, stürzten Vater und ich uns auf die Reparaturarbeit, die sich uns in Gestalt eines echten „Bergs“ an Fensterflügeln präsentierte. Jetzt zahlte es sich aus, dass Vater seine alte Hobelbank noch aufbewahrt hatte, nachdem er für sich selber eine neue fabrizierte. So hatte jeder von uns seinen Arbeitstisch und wir waren sehr bald „eingearbeitet“: Ich entfernte die beschädigten Glas- und Kittreste, säuberte die „Falz“ und füllte sie mit frischem Kitt. Vater schnitt die Scheiben zurecht, legte sie in die vorbereitete Falz ein und „verkittete“ sie wasserdicht mit neuer Leinölmasse. Etwa ab 08 Uhr erschienen auch schon wieder die ersten Kunden und zogen wenig später hochzufrieden mit dem reparierten Fenster heimwärts. Neue Kunden kamen, weitere Glasscheiben mußten ersetzt werden, den ganzen Sonntag über mußten wir „de Händ vam Aasch losse“ (wörtlich: Die Hände vom Hintern lassen, übersetzt: Alle Hände voll zu tun). Einen so arbeitsintensiven Sonntag habe ich nie wieder erleben müssen.

Die intensiven Fensterreparaturen zogen sich über fast die ganze folgende Woche hin, immer noch wurden vereinzelt schadhafte Fenster angeschleppt. In manchen Fällen waren die Flügel nicht auszuhängen, die Reparatur musste „vor Ort“ erfolgen, was nicht selten mit erheblich widrigen Umständen verbunden und somit unabdingbar meine Aufgabe war. In zwei Fällen musste ich sogar aufs Dach hinaus steigen und die Reparatur von draußen vornehmen, weil der Metallrahmen der Dachluke nicht auszuhängen war. Das war umständlich und gefährlich, es ging unterdessen alles gut. Da hat mir wohl mein unsichtbarer Helfer wieder einmal beige-standen. Ich weiß es: Er ist da, wenn ich ihn brauche.